

Hanna-Renate Laurien / Andrea Qualbrink

Plädoyer für eine faire Diskussion

Geschlechtergerechtigkeit in Kirche und Gesellschaft

Wo stehen wir mit den Frauen- und Geschlechterfragen heute? Die Hoffnung richtet sich weniger auf die Strukturen, sondern auf Menschen. Für sie lohnt sich gestern wie heute der Einsatz. Eine Theologin aus dem wissenschaftlichen Mittelbau im Gespräch mit einer Grande Dame der katholischen Szene.

Hanna-Renate Laurien: Wir sind auf dem Weg, aber noch nicht am Ziel. Für den langen Atem brauchen wir den Rückblick, der uns Kraft gibt, weil Dinge überwunden worden sind, die man für unüberwindbar hielt. Das Ziel bleibt, dass auch eine verheiratete Frau mit Kindern eine Struktur der Arbeit angeboten bekommt, die es ihr ermöglicht, beides zu vereinen, und dass das auch für Führungspositionen gilt. Ich habe jetzt wieder so einen Fall, wo eine Frau Mutterschaftsurlaub genommen hatte, dann wiederkam und die Stelle nicht mehr gekriegt hat, die sie vorher hatte. Es hilft, dass inzwischen ein beachtlicher Anteil von Vätern Vaterschaftsurlaub nimmt und nicht nur für zwei Monate, sondern auch für länger. Aber auch zwei Monate sind ja schon besser als nichts. Da bewegt sich etwas.

Andrea Qualbrink: Ich sehe uns auch auf dem Weg. In Bezug auf die Veränderung der Väterrolle stehen wir aber noch ganz am Anfang.

Ich weiß aus Studien, dass es immer noch fast ausschließlich die jugendlichen und jungen Frauen sind, die sich Gedanken darüber machen, wie sie einmal Familie und Beruf verbinden. Das Ziel ist für mich nicht die Durchsetzung eines Prinzips, sondern es geht darum, dass Frauen wie Männer Privates, Partnerschaft, Familie und ihren Beruf leben und als wertvoll erleben können.

Hanna-Renate Laurien: Ich halte zudem für wichtig, dass die Kinder auch einen veränderten Blick auf die Elternrolle, auf Vater und Mutter bekommen. Das ist für Kinder eine wichtige Einübung in eine Gesellschaft der vielfältigen Angebote und Lebensbilder.

Andrea Qualbrink: Unser Gespräch beginnt sehr typisch: Wenn man über das Thema Geschlechtergerechtigkeit spricht, ist man immer ganz schnell beim Thema Familie. Die Grundfrage darin scheint zu sein: Wie ermöglicht man es Frauen wie Männern, so zu leben, wie sie leben wollen?

Hanna-Renate Laurien: Nicht nur das, sondern: so zu leben, dass sie den größten Nutzen für unsere Gesellschaft erbringen. Nur das eigene Wohlgefallen wäre mir zu wenig. Die traditionellen wie die neueren, sich auf die Biologie berufenden Festlegungen von Rollen zerstören

die Entfaltung – und das schadet allen, den Einzelnen wie der Gesellschaft.

Das Erbe des Feminismus

Andrea Qualbrink: Ich erlebe die Studierenden in meinen Seminaren als sehr fit und optimistisch. Männer wie Frauen sagen mir: »Was ich will, das kann ich auch erreichen.« In Bezug auf den langen Atem halte ich es für eine ganz große Ressource der jetzt 20-Jährigen, dass sie in Verhältnissen aufgewachsen sind, die ihnen – zumindest vielen von ihnen – diesen Optimismus vermitteln. Meine Aufgabe ist, sie zu sensibilisieren, dass es dennoch Strukturen gibt, die weiterhin Frauen und Männer einengen – auf bestimmte Rollen oder auf bestimmte Bereiche – und Frauen diskriminieren. Dafür sollen sie einen Blick entwickeln.

Hanna-Renate Laurien: Es ist sehr wichtig, dass kein Schleier des Guten über alles gedeckt wird. Man muss tatsächliche Einschränkungen auch als solche erkennen. Nehmen wir mal an, es geht um eine Berufung zur Professorin. Da wird natürlich jede Begründung gebracht, die nicht geschlechtsspezifisch ist, nur damit man

»gelangweilte neue Generation«

das geschlechtsspezifische Zerrbild aufrechterhalten kann. Da muss man die jungen Leute heute sehend machen gegenüber den Tätern und gegenüber dem, was sich da zeigt.

Andrea Qualbrink: Fürchten Sie manchmal um das Erbe des Feminismus? Haben Sie manchmal das Gefühl, die jungen Frauen oder auch die jungen Männer vergessen das, was in der neuen Frauenbewegung Ende der 1960er- und in den 1970er-Jahren errungen wurde? Haben Sie da Befürchtungen?

Hanna-Renate Laurien: Ich sehe tatsächlich ein schwindendes Problembewusstsein. Das kann dazu führen, dass vorhandene Strukturen bleiben. Da muss man sie pieken, dann wachen sie auf. Wir haben es ja nicht mit einer böswilligen neuen Generation zu tun, nur mit einer gelangweilten. Aber das ist auch gefährlich.

Andrea Qualbrink: Ich finde es wichtig, Studierende darauf aufmerksam zu machen, ohne ihnen den moralinhaltigen Zeigefinger vorzuhalten, nach dem Motto: Heute nehmt ihr alles leicht, aber ihr werdet schon sehen!

Hanna-Renate Laurien: Wichtig ist, dass Lebensbilder als Rollenbilder gezeigt werden. Wann steht die Frau auf? Wer isst wo zu Mittag? Ich halte viel von einer genauen Beschreibung der Wirklichkeit anhand solcher Fragen. Wer sich damit konfrontiert, kann sich der realen Wirklichkeit gegenüber verhalten. Das ist im Allgemeinen auch für die Jungen interessant.

Quotenfrau?

Andrea Qualbrink: Ich habe ein Interview von Ihnen gehört, in dem Sie gesagt haben, dass Sie nie für die Frauenquote waren.

Hanna-Renate Laurien: Ich habe gesagt, wir sind nicht Quote, wir sind Qualität! Wenn die Männer die Quote erfüllt haben, meinen sie, es sei schon alles geschehen. Dabei ist das nur ein Anfang. Ich will die Frauenquote nicht verbieten, ich möchte nur vor der Täuschung warnen, dass das die Lösung sei. Wichtig bleibt, das weibliche Selbstbewusstsein zu stärken, denn daran hapert es nicht selten. Werden Frauen dazu erzogen, immer zurückzutreten, sich selbst nicht ernst zu nehmen, führt das zu einem Charakterbild der devoten Haltung. Ich habe nichts gegen eine Haltung der Dienstbereitschaft, aber alles gegen das Devote.

Andrea Qualbrink: Ich halte die Quote für eine gute »Top-Down-Krücke«, die wir noch brauchen. Wenn es heißt, die Quote untergrabe die Qualifikation der Frauen, wird übersehen, dass nach wie vor Männer nicht immer nur wegen ihrer Qualifikation, sondern eben manchmal auch, weil sie Männer sind, eingestellt werden. Wie sind Sie eigentlich zum Thema Frauen bzw. Geschlechtergerechtigkeit gekommen? Gab es da einen Anlass, eine Person oder ein Buch?

Hanna-Renate Laurien: Es war wohl meine Familie. Mein Vater, armer Leute Kind, hat mittels Stipendien in Chemie promoviert. Er heiratete eine Frau aus einem bestbehüteten Elternhaus, die aber mit der damals möglichen Schulbildung nicht zufrieden war und nach Königsberg ging, in die größere Stadt, wo sie die Prüfung machen konnte, die sie zum Lehrerinnenstudium berechnete. Ihr Vater sagte zu ihr:

**»Ich halte die Quote für eine gute
»Top-Down-Krücke«.«**

»Aber Charlottchen, das haben wir doch nicht nötig.« Da sagte sie: »Ich esse aber lieber ein trockenes Brot selbstverdient als ein Stück Kuchen geschenkt.« Für meinen Vater war dann schon selbstverständlich, dass die Mädchen genauso einen Anspruch aufs Studium haben wie die Jungen.

Mit dem strengen Feminismus hab ich mich nie angefreundet. Ich habe gesagt: Ich bin nicht Feministin, ich bin für Partnerschaft. Ich habe den Mann immer als Partner gesehen und nicht als Gegner. Ich bin von Männern auch viel gefördert worden. Als etwa Bernhard Vogel mich als oberste Schulaufsichtsbeamtin nach Rheinland-Pfalz holte, zählten zwar zuerst meine Inhalte, aber dann kam hinzu »und außerdem ist sie noch eine Frau, damit kann ich andere Leute aus der Ecke streifen«. Es war das sozusagen der

Punkt auf dem I, dass ich eine Frau war. Solche Männer müssen wir uns immer wieder suchen, die die Leitungsfähigkeit der Frau betonen. Nur dummliche Männer sind nicht dafür.

Andrea Qualbrink: Für Frauen ist wichtig, dass auch Führungspositionen in Teilzeitanstellungen möglich sind, sodass das mit Partnerschaft und Familie kombinierbar wird. Da ist ein Umdenken angesagt. Doch der Trend ist derzeit ein völlig anderer.

Hanna-Renate Laurien: Ja, das stimmt. Aber da dieses Problem gesellschaftlich nur an der Frauenrolle erkennbar ist, obwohl es in der Män-

**»deutlich machen,
was in unserer Gesellschaft
falsch ist«**

nerrolle auch vorliegt, hat die Frau hier eine Öffnungsfunktion: Sie kann in ihrem von Beruf und Familie geprägten Leben deutlich machen, was hier in unserer Gesellschaft falsch ist. Das sind Probleme, die alle betreffen, sozusagen allgemein menschlicher Art sind. Die darf man nicht ins Kästchen »Frauenprobleme« abschieben, sondern muss sie in die gesamt menschlichen Zusammenhänge hineinstellen. Das kann man auch scherzhaft machen, z.B. durch Karikaturen.

Optimismus?

Andrea Qualbrink: Ja, wir brauchen Kreativität und Humor! Wenn ich mit anderen Geschlechterforscherinnen zusammenbin, erlebe ich das als sehr kreativ – und das macht Spaß. Für Geschlechtergerechtigkeit sensibel zu sein, ist ja nichts Verbissenes, Trauriges oder Verletztes, sondern etwas sehr Lustvolles. Dass es Spaß macht, hilft mit, den langen Atem zu bewahren. Was macht Sie optimistisch, dass es »in unserem

Sinne« weitergeht? Welche Ansatzpunkte, welche Strategien, welche Menschen sehen Sie?

Hanna-Renate Laurien: Als Erstes ist da die schon erwähnte Veränderungen in der Vater- und Mutterrolle. Das Zweite ist, dass Frauen inzwischen auch ihren Beruf lieben und ihn nicht nur als eine Zuverdienstquelle sehen. Die Vereinbarkeit mit der Familie ist lebensentscheidend. Wenn sie nicht gelingt, dann zerbricht entweder der Beruf oder die Familie. Was mich zudem positiv stimmt, ist die zunehmende Zahl von Frauen in Führungspositionen und dass immer mehr begriffen wird, wie wichtig es ist, dass eine Frau ein selbstständiges Einkommen hat. Heute können auch alte Frauen ihren Lebensabend würdig gestalten, weil sie finanziell selbstständig sind. Es ist wichtig, dass dieser Altersgesichtspunkt mit in die Diskussion kommt.

Oft geht es um scheinbare Kleinigkeiten – wie in der Frage der geschlechtergerechten Sprache: Ich habe in einer großen studentischen Versammlung nur von Studentinnen gesprochen und von den Männern gar nicht. Da gab es im Saal große Unruhe. Dann hab ich gesagt: »Na seht ihr, ihr revoltiert, aber den Frauen mutet ihr zu, dass sie das stillschweigend ertragen.« Es ist etwas umständlich, wenn wir von Lehrerinnen

»Viele Studierende finden geschlechtergerechte Sprache nervig und unnötig.«

und Lehrern reden, Schülerinnen und Schülern, aber es sprengt nicht unser Zeitbudget. Mit dem Gegenbeispiel, dass ich alles verweiblicht habe, habe ich geradezu Orkane ausgelöst. Das wäre auch heute noch wirksam.

Andrea Qualbrink: Ich erlebe das ähnlich: Viele Studierende finden geschlechtergerechte Sprache nervig und unnötig. Ich halte sie für eine notwendige Selbstverständlichkeit. Mit Blick auf

das Zuvor Gesagte scheint mir außerdem wichtig zu sein, dass wir Frauen in unterschiedlichen Lebenssituationen im Blick haben – eine Perspektive, die z.B. der elitäre Blick auf die so genannte »F-Klasse« vermissen lässt. Für mich wird es vor allem dort schwierig, wo sprachliche

»Niemand sollte ein Mensch über einen anderen Menschen verfügen.«

oder gesellschaftliche Formen den Eindruck erwecken, alle Frauen hätten tatsächlich dieselben Chancen. Ich glaube nicht, dass es reicht, selbstbewusst und klug zu sein und genug Geld zu haben. Es gibt zwar Frauen, die das aus ihrer Sozialisation heraus mitbekommen haben. Doch es fehlt oft der Blick auf die, die das nicht haben und es sich mühsam erwerben müssen.

Ein sehr kontroverses Thema in der Frauenbewegung war die Frage der Abtreibung. Sie haben einmal gesagt, dass Sie mit Alice Schwarzer in vielem konform gehen – auch in ihrer Kritik an manchen Formen des Feminismus –, aber eben nicht in dieser bestimmten Frage.

Hanna-Renate Laurien: Ja, in dem Punkt Abtreibung bin ich anderer Meinung. Ich glaube nicht, dass es ein Recht der Frau auf Abtreibung gibt. Jürgen Habermas definiert das von den Menschenrechten her, wenn er sagt, niemals sollte ein Mensch über einen anderen Menschen verfügen. Doch das tut diejenige, die abtreibt: Sie lässt dem anderen kein Lebensrecht. Sie verfügt über ihn, ehe er sich selbst wehren kann. Dennoch ist sehr wichtig, dass die Entscheidung durch die Frau fällt und nicht über sie entschieden wird.

Das habe ich ja noch erlebt. Ich war vielleicht ein halbes Jahr Schulleiterin, da klingelt es spät abends bei mir zu Hause und ich mache die Tür auf. Da steht eine nette Schülerin, eine Unterprimanerin, und sagt »Frau Direktorin, ich

krieg ein Kind.« – »Nun kommen Sie erstmal rein«, hab ich gesagt. Damals war es gesetzliche Vorschrift, diese Schülerinnen zu entlassen. Ich habe gesagt, wir machen einfach beides, Kind und Abitur. »Ja, aber Frau Direktorin, das dürfen Sie doch nicht.« Ich sagte, wir machen es. Ich habe mit allen Lehrern, den Schülerinnen der Klasse und den Eltern geredet. Und wir haben das durchgestanden. Zum Abitur kam dann eine sehr bigotte Oberschulrätin, die sagte zu mir: »Das ist ja eine Schülerin mit Kind.« Da hat der

»Ich sagte, wir machen es.«

liebe Gott mir etwas Richtiges einfallen lassen. Ich hab gesagt: »Wenn Sie den begünstigenden Verwaltungsakt – das war die Sprachregelung – jetzt wieder streichen, werde ich alle meine juristischen Freunde mobilisieren, dass die Schülerinnen gegen Sie klagen und Sie schadenersatzpflichtig sind.« Da kriegte sie Schiss und das Abitur lief. Im nächsten Jahr kam dann wieder eine, da hat sich keiner mehr aufgeregt. Ich hab dann öffentlich gesagt: Der Junge macht Abitur, da regt sich keiner auf, dass der Vater wird. Aber beim Mädchen soll das Abitur gestrichen werden. Das ist doch Irrsinn, eine Ungleichbehandlung, die sich durch nichts rechtfertigt.

Mein katholischer Glaube

Andrea Qualbrink: Was hat Sie damals so stark gemacht hat, sich für diese Schülerin so einzusetzen? Sie wussten genau, da wird Widerstand kommen, da wird es Ärger geben und Sie müssen mit ganz vielen Leuten reden.

Hanna-Renate Laurien: Mein katholischer Glaube, dass ich einen Menschen nicht morden darf. Ganz eindeutig. Der hat mir gesagt, dass das Recht auf Leben von diesem Ungeborenen

missachtet würde. Wenn der Mensch einmal vor Gott steht, hat Gott an der linken und an der rechten Hand je eines dieser abgetriebenen Kinder und zeigt die deren Müttern und Vätern und sagt: »Du hast mich um mein Leben gebracht.« Das hat mich so bewegt, dass man in der Tat ein solches Lebensrecht nicht gefährden darf.

Andrea Qualbrink: Damit sind wir beim Thema Theologie und Kirche. Ich habe gelesen, dass Sie im Alter von 24 Jahren vom Protestantismus in die katholische Kirche konvertiert sind. Das war 1952, also noch vor dem Zweiten Vatikanum. Was war so reizvoll an der katholischen Kirche?

Hanna-Renate Laurien: Ich kannte mehrere Männer, die das Zweite Vatikanum schon lebten, bevor es da war: etwa Romano Guardini oder Josef Pieper. Als wir die freie Uni gründeten, gehörte ich zu den zwölf Gründungstudentinnen. Damals kam Pieper mit einigen großen Professoren, um dieser Jugend, die so für die Freiheit

»Schöpfungsverständnis und der Umgang mit Schuld«

gekämpft hatte, zu zeigen, was Freiheit ist. Das werde ich nie vergessen: Er machte in seinem Kolleg »De ente et essentia« klar, dass der Pfeil in sich weder gut noch böse ist, sondern gut oder böse er wird durch die Richtung, die die menschliche Hand ihm gibt. Also auf heute bezogen, ich kann nicht sagen, dass der Schein nach der Beratung ein Tötungsinstrument ist, das ist Quatsch. Der wird gut oder böse, so wie die Frau ihn einsetzt. Genau das hat mich damals sehr fasziniert. Sehr begeistert hat mich das Schöpfungsverständnis im Katholischen. Dem ständigen Sündenbewusstsein des Protestantismus stand da gegenüber: Ich bin ein Geschöpf Gottes. Das war mein Hauptpunkt. Das Zweite war der Umgang mit der menschlichen Schuld. Ich trenn-

te mich ja nach vier Verlobungsjahren von einem Verlobten, der rasend um mich kämpfte. Aber ich trennte mich und meinte, dass das richtig war, und sage bis heute, dass das richtig war. Aber dieses Stück Schuld, das natürlich darin eingelagert war, dass ich ihn verließ, das konnte ich in der katholischen Kirche ganz anders bearbeiten als in der evangelischen. Die beiden großen Gründe für meine Konversion waren das Schöpfungsverständnis und das Schuldverständnis; beides bewegte mich sehr.

Damals war ich in Euskirchen Studienreferendarin und da war alles katholisch. Ich fuhr jeden Morgen mit der Bahn hin und als wir im Abteil gerade alleine waren, sagte ich: »Frau Dr. Hesse, ich brauche einen Priester. Ich will katholisch werden.« Sagt sie: »Hab ich.« Ich ging in

**»in der katholischen Kirche
bis heute noch einiges
aufzuarbeiten«**

der Schulmesse schon mit zur Kommunion, als ich noch gar nicht katholisch war. Da hat sich das halbe Kollegium auf Frau Dr. Hesse gestürzt und hat zu ihr gesagt: »Sie kennen doch die Laurien, die hat doch noch nicht mal gebeichtet.« Und da hat meine Freundin – sie ist bis heute die beste Freundin meines Lebens – vor dem Konzil schon geantwortet: »Ach vielleicht hat die so schwere Sünden begangen, dass sie erst die sündentilgende Kraft der Eucharistie braucht, um anständig beichten zu können.«

Mich hat also das Katholische angezogen, aber zugleich muss man schon sagen, dass wir in der katholischen Kirche bis heute noch einiges aufzuarbeiten haben.

Andrea Qualbrink: Woran denken Sie?

Hanna-Renate Laurien: Na, ich denke mal daran, dass es unvorstellbar war, dass Frauen Ministrantinnen waren; dass es unvorstellbar war,

dass eine Frau im Altarraum stand; dass es unvorstellbar war, dass eine Frau die Schriftlesung vollzog. Alles das hat sich inzwischen geändert und zwar kräftig. In den Ministrantengruppen in den Kirchen sind heute mindestens so viele Mädchen wie Jungs, meist sogar mehr. Und bei den Lektorinnen und Lektoren wird überhaupt nicht mehr hingeguckt, ob Mann oder Frau, sondern da liest jemand, der gut liest. Auch Funk-

**»Die Kirche hatte immer
einen langen Atem.«**

tionen für Laien sind schon ganz selbstverständlich auch für Frauen. Ich kam nach Berlin und wurde ziemlich blitzschnell Diözesanratsvorsitzende. Dass ich eine Frau war, hat schon gar niemanden mehr aufgeregt.

Andrea Qualbrink: Sie haben ja jetzt Dinge genannt, die sich wirklich zum Positiven gewandelt haben. Macht sie das optimistisch, dass da noch mehr möglich ist? Ich denke zum Beispiel an das Diakoninnenamt.

Hanna-Renate Laurien: Ich habe in meinem Buch »Abgeschrieben? Plädoyer für eine faire Diskussion zum Priestertum der Frau« geschrieben, dass kirchenrechtlich gegen den Diakonat nichts Überzeugendes einzuwenden ist. Der Diakonat wäre im Grunde sofort möglich, aber zurzeit rührt sich da nichts. Dennoch bin ich optimistisch, denn die Kirche hatte immer einen langen Atem und denkt nicht in Jahren, sondern in Jahrzehnten. Wir haben im Zentralkomitee der deutschen Katholiken vor einigen Jahren eine tolle bejahende Stellungnahme zum Diakonat geschrieben. Der neue Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz, Robert Zollitsch, hat dieses Thema schon in seiner Begrüßungsansprache gewagt anzusprechen. Da ist also mit Geduld zu warten. Wir brauchen eine revolutionäre Geduld.

Heimat

Andrea Qualbrink: Das Stärkste, was mich hält, ist, dass die Kirche für mich Heimat bedeutet. Ich bin mit dieser Kirche vertraut, ich mag die christliche Botschaft, ich mag Züge der katholischen Liturgie und ich mag vor allem viele Menschen in dieser Kirche, die ich als denkende, spirituell lebendige, intellektuelle, tolle Menschen kennen gelernt habe. Und doch fällt es mir schwer, wenn ich zurückblicke und weiß, das Zweite Vatikanum hatte so viel Schwung, der jetzt verpufft. Viele gehen. Was lässt Sie denn einen langen Atem haben?

Hanna-Renate Laurien: Da kann man keine perfekte Antwort darauf geben. Da kann man nur sagen, die Hoffnung trägt uns. Das muss jeder als Glaubensfrage für sich entscheiden. Dafür ist die Frage zu ernst. Ich denke an die, die damals offen gedacht haben und auch heute noch da sind. Das Vertrauen in diese Männer und Frauen rechtfertigt meine Hoffnung. Es kann immer wieder Neues kommen.

Andrea Qualbrink: Wenn Sie sich die katholische Kirche heute anschauen, was gefällt Ihnen und was nicht?

Hanna-Renate Laurien: Mir gefällt, dass es viele unglaublich lebendige Gemeinden gibt. Mir missfällt, dass manche Bischöfe darauf gar nicht

»Aktive Mitchristen integrieren sich in die Sozialarbeit.«

schauen und bei den nötigen Sparmaßnahmen sterbende und lebendige Gemeinden miteinander fusionieren und damit Gemeindeleben töten.

Andrea Qualbrink: Und wenn Sie sich die Kirche 2050 vorstellen: Wie müsste sie sich verändert haben?

Hanna-Renate Laurien: Das, was die Würzburger Synode schon verlangt hat: Dass sich die

Gemeinde nicht als Betreuungsgegenstand versteht, sondern als aktive Mitchristen, die selbst etwas tun und sich vor allem in die Sozialarbeit integrieren. Das würde ich mir dringend wünschen. In den meisten Gemeinden ist das Miteinander von Männern und Frauen selbstverständlich. Und die paar Schlappfüße, die wir noch haben, die werden von selbst anders werden müssen.

Andrea Qualbrink: Da sind Sie optimistischer als ich. Viele der Priesteramtskandidaten, die ich erlebe, sind eher konservativ und bewahrend, wenig progressiv und kreativ. Und letztlich sind sie die Gemeindeleiter oft großer Einheiten mit weitgehenden Aufgaben und Befugnissen. Für ein größeres Miteinander müssten

»Ich erlebe viele Laien, die hervorragende GemeindeleiterInnen sein könnten.«

Aufgaben und Befugnisse mehr verteilt und von Haupt- und Ehrenamtlichen getragen werden. Ich erlebe z.B. viele Laien, vor allem auch fitte Theologinnen und Theologen, die hervorragende Gemeindeleiterinnen und -leiter sein könnten. Ich bin aber skeptisch, ob sie eine Chance bekommen. Was mir Hoffnung macht, sind Leute, die jetzt mit mir auf dem Weg sind, nicht die Strukturen.

Hanna-Renate Laurien: Bei uns in Deutschland werden Auseinandersetzungen immer gleich so schrecklich grundsätzlich geführt. Ich wünschte mir, dass kontroverse Themen in einem klaren Rahmen diskutiert werden. Eine systematisch aufgebaute Diskussion fände ich sehr gut. Über die Jungfrauengeburt regt sich heute z.B. kaum mehr einer auf. Ich habe meinen Schülern schon immer gesagt: Hatte der Josef etwas damit zu tun, dann ist es ein Wunder. Hatte er nichts damit zu tun, ist es auch ein Wunder.

Denn es geht nicht um Josef, sondern um die Tatsache, dass Jesus Mensch geworden ist. Das ist das unglaubliche Geheimnis, das uns jedes Jahr wieder neu vom Teppich fegt. Wir müssen lernen, zwischen Randbemerkungen und der Substanz zu unterscheiden. Auch im Verhältnis von Mann und Frau in der Kirche, da würde ich das auch anwenden, was ich jetzt nur für die Jungfrauengeburt gesagt habe. Denn wenn wir das

»dass dem Christlichen
etwas Kritisches und Politisches
innewohnt«

zu grundsätzlich nehmen, dann verletzen wir in Deutschland immer sehr schnell den anderen. Wir hauen auf ihn drauf und kränken ihn. Da hätte ich Sorge bei dem Thema von Mann und Frau um diesen deutschen Streitstil. Den fände ich nicht gut.

Andrea Qualbrink: Dennoch muss man auch klar sagen, dass dem Christlichen etwas Kritisches und Politisches innewohnt. Und dass Geschlechtergerechtigkeit etwas genuin Christliches ist. Niemand darf aufgrund seines Ge-

schlechtes diskriminiert werden heißt es in Gaudium et Spes 29. Das führt uns zurück in das frühe Christentum. Für mich ist faszinierend, dass das da gelebt wurde: Alle sind eins in Christus, egal ob Jude, Grieche, Frau oder Mann (Gal 3,28). Dieses egalitäre Ethos finde ich großartig am Christentum und wegweisend.

Hanna-Renate Laurien: Es ist herrlich, dass immer wieder so tolle junge Frauen nachwachsen wie Sie. Dass wir uns beruhigt ins Grab legen können, finde ich sehr schön.

Hanna-Renate Laurien, Dr. phil., geb. 1928, war Kultusministerin in Rheinland-Pfalz, später Schul- und Jugendsenatorin von Berlin und von 1986 bis 1989 zusätzlich Bürgermeisterin von Berlin. Von 1991 bis 1995 war sie als erste und bislang einzige Frau Präsidentin des Abgeordnetenhauses in Berlin. Nach dem Ausscheiden aus ihren politischen Ämtern ist sie ehrenamtlich in zahlreichen kirchlichen und gesellschaftlichen Gruppen engagiert.

Andrea Qualbrink, Dipl. theol., geb. 1976, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Arbeitsstelle Feministische Theologie und Genderforschung an der Katholisch-Theologischen Fakultät der WWU Münster und arbeitet derzeit an ihrer Promotion über Frauen in kirchlichen Leitungspositionen.